

Rede an den Toten

Johannes Gerschmann zum Gedächtnis

Als die Eisenplatte wieder über dem Abgrund lag, in die sie dein Sterbliches gesenkt hatten, und das Banner sich wieder hob, glitt eine der Seidenschnüre durch das Licht der Kerzen, und eine Flamme stieg zuckend an ihr empor und griff nach dem Seidentuch, bis sie sie löschten. Die anderen atmeten wohl auf, aber mir schien, als tue die Hand, die löschend aus dem Dunkel griff, der Flamme unrecht. Denn die Flamme wollte das Letzte sagen, das über diesem Sarge zu sagen war: sie wollte aufsteigen gleich einem Fanal aus der Nacht, und in ihrem glühenden Schrei, jählings steigend bis zum dunklen Gewölbe, sollte die Fahne sterben, weil er gestorben war und weil sie keinen Sarg mehr finden würden, der gleichzuachten wäre diesem versunkenen. Die Flamme wollte keine Wiederholung der Gebärde. Die Flamme wußte von der Heiligkeit des Einmaligen.

Es ist gewiß, daß der leidende Mensch den Tod mit der Lüge umstellt, wie das Leben auch. Wir aber, Gefährten des Todes durch lange Jahre, wir schlagen die Augen nicht nieder vor seiner Majestät. Denn hier war ein einsames Leben und war ein einsames Sterben, und über dem Einsamen ist die Totenwacht zu halten. Und über dem schweigenden Antlitz wollen wir zum letzten Mal sagen, was ein Mensch vom Menschen sagen kann. Wir wollen es so furchtlos sagen, wie er furchtlos gewesen ist, und wollen versuchen, es so lauter und wahrhaftig zu sagen, wie er lauter und wahrhaftig gewesen ist.

Es hilft uns keine Reue über dem Sarge, kein Klopfen an verschlossene Tür, kein Ruf ins Echolose. Wir haben ihn sterben lassen, einsam und im Dickicht sich verbergend, wie nur die Tapfersten sterben. Und wir haben ihn so leben lassen, daß er so sterben wollte. Und wir haben nicht "Jedermann" sterben lassen, der einen Namen tragen muß als Schild, daß man ihn erkenne. Wir haben auch nicht einen Würdenträger sterben lassen, einen Gewaltigen des Titels, des Besitzes oder der öffentlichen Meinung. Wir haben einen Menschen sterben lassen, den wir hätten erhöhen sollen über

Rede an den Toten - Johannes Gerschmann zum Gedächtnis

Tausende. Einen Menschen, dessen Geist uns überflog wie der Adler die Geschöpfe des Feldes; der über Namen und Dogmen hinausgriff nach dem Namenlosen und Dogmenlosen. Einen Menschen, der über das Unverdiente hinaus sich um das zu Verdienende Mühe machte und die geprägte Form gewann, die das Höchste ist. was wir kennen: das Bild eines lautereren, wahrhaftigen, gütigen, furchtlosen und unbestechlichen Menschen.

Und darin liegt für uns das Furchtbare dieses Todes und das Furchtbare dieses Lebens. Wir haben - zum wieviel-tausendsten Mal? - die Tänzer unserer Erde auf den Thron gesetzt, während wir die Kämpfer an den Rand der Nächte schickten, damit sie unser Spiel bewachten. Wir haben sie den Acker der Zeit pflügen lassen bis an den Rand des Zeitlosen, und die Kränze dieser Ernte haben wir an unsere Giebel gehängt. Sie haben ihre Stimme erhoben, die Stimme der Warner und Wächter, von der Höhe des Turmes zu unserem Gewühl herab, aber wir haben ihrer gespottet. Und am Ende ihres Lebens haben sie sich von uns gewandt, mit zerhauenerm Schild, und um ihre Lippen stand die Falte der Bitterkeit, unauslöschlich wie auf einer Totenmaske.

Ich bewahre seinen letzten Brief als die heiligste Ernte meines letzten Jahres. "Einsamkeit und Leiden sind das fast unvermeidliche Los aller, die sich irgendwie über die Menge heben ... Was die Menschen nicht verstehen, hasen sie, und besonders unerbittlich dann, wenn sie Überlegenheit spüren ... Panzern Sie Ihr Herz und suchen Sie Ihre Geselligkeit jenseits des armseligen Weltgetriebes unter den Zeitlosen ..." Und dann harte Worte über unsere Zeit und ihre Propheten und den immer wiederholten Hinweis auf Shakespeares Sonette, denen seine letzte Lebensarbeit gehörte und deren 66. über den dunkelnden Stufen seines Weges stand, erfüllt von Bitterkeit, Verachtung, edelstem Schmerz und dem Aufschrei des Geschlagenen:

"Ach, wie ich alles dieses müde bin und nach dem ruhevollen Tod verlange ..."

Und dann das größte Wort dieses Briefes: "Ich bin im Lebenskampfe unterlegen." Ja, die Wahrheit seines Sterbens war so groß wie die seines Lebens. Nun künden wir von seiner Größe, da der Staub sich schon aufhebt über seinem letzten Wege, und stehen wissend vor der Frucht seines Lebens, deren

Rede an den Toten - Johannes Gerschmann zum Gedächtnis

unbarmherzige Bitterkeit nichts lehrt als dies: daß der Gute und Edle als ein Geschlagener von der Bühne des Lebens geht und immer gegangen ist und ewig gehen wird.

Es ist gesagt worden, daß die Frucht seines Lebens nun aufgehen werde, jetzt oder in kommenden Tagen. Ach, nichts wird aufgehen. Am Kreuz dieses Jahrhunderts werden noch viele stehen, blutend und gebeugt, die Hand erhoben in ein jenseitiges Land, während man würfeln wird zu ihren Füßen. Die Wagen werden donnern auf der Bahn ewig gleicher Geschlechter, die Speichen werden blitzen, Warner dem Furchtlosen, aber der Vorhang des Tempels wird nicht zerreißen und das Allerheiligste sich nicht enthüllen. Nein, nichts wird aufgehen. "Das Gras steht hinter ihm auf, die Öde verschlingt ihn."

Und es bleibt nichts, als daß wir die Totenwacht über ihm halten werden, die wir im letzten Kampf an seiner Seite gefochten haben. Wir erben seine Waffen, wir erben seinen Schild. Seinen Haß wie seine Liebe. Seinen Kampf wie seine Niederlage. Sein Leben wie seinen Tod.

Wir hätten einen König haben können, einen Richter und einen Propheten. Aber wir haben ihn sterben lassen, weil wir auf dem Markt zu tun hatten. Und weil wir Masken genug haben für diese drei Heiligkeiten.

Nur die Flamme, die nach dem Banner griff, sie wußte um das Einmalige und Unwiederbringliche.